

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde = Folklore suisse : bulletin de la Société suisse des traditions populaires = Folclore svizzero : bollettino della Società svizzera per le tradizioni popolari

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 91 (2001)

Heft: [4]

Artikel: Sprachliche Feldforschung : Heiteres und Besinnliches bei Erhebungen im Walsertal und anderswo

Autor: Zinsli, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1003994>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachliche Feldforschung

Heiteres und Besinnliches bei Erhebungen im Walsertal und anderswo

Bevor wir beim Heiteren verweilen – eine besinnliche Bemerkung: Zu allen grossen Werken braucht es Kärner, die das Material für den Bau heranschleppen. Auch für umfassende, gegenwartsbezogene Darstellungen geistes- wie naturwissenschaftlicher Richtung – für Atlanten, Streuungskarten, Lexika – sind Zuträger nötig, die dafür die «Materialien» im Gelände sammeln. Von der oft mühseligen Arbeit solcher wandernder Sammler wollen wir nun einmal berichten und dabei die heitere Seite ihrer Leistung ein wenig mehr ins Licht stellen, aber nicht verschweigen, dass solche Arbeit im Gelände meist verbunden ist mit ermüdenden Wegen und Entbehrungen, die viel Idealismus verlangen.

Leichter freilich als der für das Erheben von Sprachformen, von Namen oder Tatbeständen des Volkslebens Beauftragte hat es der Mineraloge oder der Botaniker. Dieser findet seine Objekte zu jeder gegebenen Zeit und zu jedem Wetter an ihrem Platz. Anders der kulturelle Erfrager – Explorator –: Er hat es mit Menschen zu tun, die er für seine Aufgaben wählen und aufsuchen muss und bei denen er mit seiner Fragerei nicht immer willkommen sein kann, weil sie ihrer eigenen Arbeit nachgehen müssen, etwa bei Heuwetter und bei vielen anderen Verpflichtungen, und weil man bei seinem Kommen auch etwa einen Traktätlihausierer oder einen Versicherungsagenten, wenn nicht gar einen Bettler vermutet.

In der menschlichen Begegnung aber liegt das Erfreuliche, oft für den Frager und für die Auskunftspersonen – die Gewährsleute – zugleich, und bei solchem Zusammenkommen stellen sich dann eben mancherlei Erlebnisse ein. Meist bleiben sie als erfreuliche Erinnerungen an liebenswerte Menschen und ihr Schicksal haften. Hie und da muss der Erfrager allerdings auch Absagen und allerlei Komplikationen in Kauf nehmen. Beiderlei soll nun an ein paar persönlichen und an ein paar Erfahrungen anderer beim Wirken als wandernder Explorator ins Licht gestellt werden.

Da war ich einmal in einem schönen Berner Dorf abends für meine Erkundung nach Flurnamen ins Wirtshaus aufgeboten worden. Am Stammtisch fand ich vier stattliche Mannen, offenbar die Honoratioren der Gemeinde. Sie hörten eine Zeitlang mehr oder weniger gelangweilt zu, als ich an meinen Helfer Frage um Frage stellte. Dann aber stand plötzlich einer, wohl schon ein wenig angegeistert vom Weinglas, auf und schrie mit bedrohlich erhobenem Arm: «So, jetzt isch aber öppe gnue. Mach, dass zum Tüfuchunsch mit däm tumme Züg. Mir hej jetzt nit der Zit, mir wej jetzt jasse!» – worauf der professionelle Explorator rasch und gedemütigt das Lokal verliess.

An einem andern Ort besuchte ich mit einer Gruppe Studenten einen Bauernhof, und wir unterhielten uns mit der resoluten Bäuerin recht gut – bis sie

mit der Behauptung herausrückte, ihr Haus sei gegen 1500 Jahre alt! Als wir unsere Bedenken äusserten, wies sie uns auf den steinernen Türbalken, wo tatsächlich die Jahrzahl 611 zu sehen war. Aber da begannen zwei ungläubige Studenten die Inschrift ein wenig zu reinigen – und siehe, da kam als erste Ziffer noch eine Eins zum Vorschein, was nun das wahrscheinlichere und immer noch ehrenvolle Erbauungsdatum 1611 ergab. Über diese Entdeckung aber wurde die gute Frau dermassen aufgebracht, dass sie uns – wie der Engel im Paradies – laut scheltend zum Kuckuck wies: Wenn wir an der Uni nichts Gescheiteres wüssten als Jahrzahlen zu korrigieren, sollten wir sofort zum Tor hinaus!

Ein noch unangenehmeres Exkursionserlebnis wurde uns zuteil, als wir nach dem Zweiten Weltkrieg anno 1949 Dialektaufnahmen im Pomatt, dem italienischen Formazzatal, machten und nun über die Guriner Furka zu neuer Erkundung nach Bosco-Gurin hinüberstiegen. Als wir uns nach Überwindung beträchtlicher Schwierigkeiten auf dem hohen Pass im Frühlings-schnee dann dem ersehnten Ziel näherten, trat uns auf einmal der Dorfpolizist, mit grimmiger Miene Halt gebietend, entgegen und wollte uns wieder über die Landesgrenze ins italienische Nachbartal zurücktreiben. Der Passübergang sei seit Kriegsbeginn für alle Passanten gesperrt! Es war aber inzwischen schon vier Jahre Frieden. Durch das Vorweisen von Pässen und Empfehlungsschreiben gelang es uns dann endlich doch, die örtliche Staatsgewalt zu besänftigen, und wir durften im Heimatland bleiben!

Da wir gerade bei Exkursionen mit Studenten sind, will ich doch auch ein heiteres, bloss internes Geschehen berichten. Einmal in den fünfziger Jahren hatten wir abends Quartier in Langwies im bündnerischen Schanfigg bezogen. Auch da galt es, sich mit Mundart und Namen der einheimischen Walser zu beschäftigen. Einer, der zugleich unser Quartiermeister war, hatte die Aufgabe, die örtlichen Personennamen zu erheben, und ich gab ihm den Rat, für einen ersten Einblick, sich auf den Grabsteinen im Friedhof an den dortigen Namen-Inschriften zu orientieren. Abends kamen wir zusammen, und unser Quartiermeister verlas da die Schlafstätten für die Teilnehmer, die uns zum grossen Teil von wohlgesinnten Einheimischen zur Verfügung gestellt worden waren. Alles hörte gespannt zu: «Der Heinz kommt – sagen wir z.B. – zum Peter Mettier; der Fritz zum Hans Brunold, die Annemarie zu Frau Anna Mattli usw.» Da klopf mir, dem Exkursionsleiter, plötzlich ein alter Einheimischer auf die Schulter und sagt: «Los doch – die sind alle schon verstorben und liegen auf dem Friedhof!» Unser Quartiermeister hatte die Liste der freundlichen Gastgeber mit seiner Namensliste, die er auf dem Friedhof verfasst hatte, verwechselt!

Ungewöhnliche Erlebnisse wusste auch mein ehemaliger Schüler, Dr. Marco Bauen, aus der Zeit seiner Erhebungen über die Mundart eines entlegenen und damals wohl nur selten besuchten Bergbauerndorfes in einem andern walserischen Südalpental zu erzählen. In allen diesen deutschen Siedlungen war damals der freundliche Berner Schriftsteller Emil Balmer ein bekannter und beliebter Gast. Mit Bedauern hatte man nun überall vernommen, dass dieser Freund der italienischen Walser verstorben sei. Als nun unser Dokto-

rand zum ersten Mal auf dem Dorfplatz erschien und die paar alten Weiblein dort auf deutsch anreden wollte, erschrakn diese gewaltig, und mit dem Aufschrei: «Der Balmer, der Balmer» verschwanden sie flugs in ihren Häusern.

Später aber wurde Herr Bauen ihr neuer guter Freund und überall gern aufgenommen. Einmal musste er unbedingt die gastliche Einladung einer alten Frau zu einem Glas Wein annehmen. Er trat in die heisse, russige, kaum beleuchtete und von Fliegen belebte Küche und tastete dann nach dem gebotenen Glas. Aber der Wein schmeckte seltsam, und er spürte dazu ein unerklärliches Knistern unter den Zähnen. Schliesslich fragte er die Gastgeberin nach dem Grund. «Ah», erhielt er zur Antwort, «das sind ja nu e Tschuppe Flaigä! Denen wird es über dem Alkoholdampf halt schwindlig, und sie fallen dann eben ins Glas!»

Wenn ich auf meinen Erkundungsfahrten bei den Einheimischen um Auskunft bat, schickte man mich an manchen Orten ängstlich zuerst zum Pfarrer: Der weiss alles – auch wenn er vielleicht ortsfremd ist. So einen gelehrten, aber mit den bäuerlichen Namen an Berghang und Talgrund völlig unvertrauten Geistlichen musste ich dann einmal aufsuchen. Er hatte jedoch nicht das mindeste Interesse an Aussprache und Lage der erfragten Benennungen und kannte sie auch nicht. Aber er wollte mir zu jedem Namen nur die Sinnerklärung geben, die Etymologie, und zwar immer aus dem Lateinischen, wobei er irgend ein ähnlich klingendes lateinisches Wort hervorholte. Wenn er dann eine *Triste(n)* «Heuhaufen» von lat. *tristis* «traurig», *Lümmi* «eine Mulde» von lat. *lumen* «Licht», Bord von lat. *portus* «Hafen», *Höhli* von lat. *holus* «Gemüsepflanze» usw. ableitete, so musste ich bei diesem Kohl still auf die Zähne beißen, in der Hoffnung, dann doch mit pfarrherrlicher Empfehlung zu meinen bodenständigen Gewährsleuten zu gelangen! Der Explorator soll eben nie widersprechen, keine Missstimmung erregen und freundlich auf alles eingehen, um dann dafür seinen Gewinn zu ziehen.

Was aber allzu freundliche Zustimmung für Folgen haben kann, das hat mein Kollege Prof. Konrad Huber von der Universität Zürich erfahren müssen. Mit seinen Studenten war er zu Dialektaufnahmen in ein norditalienisches Alpendorf gekommen, und auch er musste zuerst ins Pfarrhaus! Nun gab es an diesem Ort eine seltsame und unmögliche Herkunftstradition: Die entlegene Gemeinde Gurro sei von Schotten gegründet worden, und die Bewohner seien ergo noch heute in Sprache und Art echte Schotten! Unser Professor riet seinen Studenten, weil er die Empfindlichkeit in solchen Dingen kannte, nicht auf die Schottenfrage einzugehen. Der Herr Pfarrer jedoch begann sein Gespräch gleich mit der Behauptung, seine Gemeinde setze sich aus alten Schottländern zusammen. Als darauf unser Romanist begütigend und nachgiebig zustimmte, war er befriedigt, und es konnte die eigentliche Enquête beginnen. Wie erstaunte der Exkursionsleiter jedoch, als er danach in einem Lokalblatt las, der bekannte Romanist von der Universität Zürich habe bestätigt, dass die Leute von Gurro nach Sprache und Art waschechte Schotten seien. Das Minderheiten-Wunder verbreitete sich nun in Italien mit rasanter Schnelligkeit in den Tagesblättern. Sogar die führende *Stampa*

brachte zuletzt die Entdeckung. Vergebens blieben die Berichtigungsversuche des Schweizer Gelehrten. Bald interessierte sich sogar die Universität Edinburgh dafür, und auch der schottische Adelsverband hielt Nachfrage nach den einstigen Auswanderern. Bis das Ganze zuletzt noch einen staatspolitischen Aspekt bekam: Der Gemeindeschreiber von Gurro verlangte vom italienischen Innenministerium ein Autonomiestatut nach dem Muster der Aostataler und Südtiroler, da der berühmte Schweizer Professor ihre schottische Eigenart als Minderheit bewiesen habe! So weltbewegend kann ein kleines sprachwissenschaftliches Zugeständnis schliesslich werden!

Wieviel Schwierigkeiten und Entbehrungen einem sprachwissenschaftlichen Explorator im Felde aber auferlegt sein können, offenbaren die Briefe, die der bekannte Romanist Max Leopold Wagner seinerzeit an Prof. Karl Jaberg nach Bern schrieb, als er in dessen Auftrag Erhebungen auf der Insel Sardinien für den künftigen *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz* durchführte. Das war damals noch über weite Strecken ein ärmliches, unterentwickeltes Land, das nur die allerdürftigsten Unterkunfts- und Verpflegungsmöglichkeiten bot. Dazu kam, dass der herumstreifende Wissenschaftler zur Zeit des aufblühenden Faschismus dauernd als Spion verdächtigt, bespitzelt und mit Gefangenschaft bedroht wurde. Was für Situationen neben vielen andern er durchleben musste, mag eine Stelle aus den neulich von Prof. Heinemann publizierten Briefen vom 30. Mai 1927 aus dem Dorf Escaplano belegen, einem Ort, der nach dem damaligen Bericht unseres Spracherforschers «ein richtiges Räubernest (ist), in dem und um das es nicht ganz geheuer ist ... Niemand verlässt abends noch das Dorf, alles verbarrikadiert sich vielmehr auf das sorgfältigste.» Als Unterkunft hatte man ihm – unverhältnismässig teuer – einen Stall mit zwei bettähnlichen Gestellen angeboten. Dafür erregte er als zugewanderter seltsamer Gelehrter aber die Aufmerksamkeit und damit einen freundlichen Besuch des örtlichen Establishments: «Mein sogenanntes Zimmer wurde bald der Sammelpunkt der Honoratioren, d.h. der grössten Trunkenbolde des Ortes. Am letzten Abend brachten sie zwei lokale «Dichter» mit, die nach sardischer Sitte fünf Stunden lang um die Wette in den herrlichsten sardischen Versen mein Lob und meine überragenden Verdienste besangen, nicht ohne dazu kräftig dem Becher zuzusprechen.» Sie priesen nun unsern Explorator als den berühmtesten Dichter Germaniens, «und der eine der Dichter» – ich zitiere – «verstieg sich sogar so weit, mich als den «mallore vrotti de zreemmania» – «den mächtigsten Stier Deutschlands» zu preisen, der würdig sei, die schönsten und fettesten Kühe Sardinien zu bespringen. Na, danke! Kurz, es war ein bedeutendes Fest. Ich hätte mich totlachen können, aber ich musste ernst bleiben und die schönen Verse und geistreichen Einfälle der Dichter bewundern. Diese und ihr Anhang spuckten mir die ganze Bude voll, tranken nicht weniger als 15 Liter Wein, die natürlich ich bezahlen durfte, und erst nachts zwei Uhr gelang es mir, die besoffene Horde zur Tür hinaus zu komplimentieren.»

Derart eindrückliche und abenteuerliche Dinge habe ich freilich selber nie erlebt, als ich während zwei Jahrzehnten auf namenkundlichen Fahrten in

den walsertdeutschen Bergtälern Norditaliens herumzog. Da waren eben doch andere, stillere Leute, die mich in ihrer eigenartigen Mundart begrüßten und durchwegs freundlich in ihre wohnlichen Stuben aufnahmen. Aber mit den staatlichen Einrichtungen hatte ich hie und da einige Mühe: Als ich das erste Mal, begleitet von meinem befreundeten Kollegen, der mir als Romanist zur Seite stand, über den Grossen St. Bernhard im Postwagen fuhr, hegten wir die Absicht, zunächst einmal die amtlichen Vermessungspläne der entlegenen Gemeinden einzusehen. Aus diesen wollten wir eine Orientierung gewinnen und schon die darin aufgezeichneten Flurnamen notieren, wie wir dies für unsere Sammlung im Kanton Bern auch stets taten, bevor wir die Leute selber befragten. So liessen wir uns auf dem zuständigen Amt in Aosta genau die Orte angeben, in deren Gemeindeverwaltung die gesuchten Dokumente aufbewahrt würden. Aber da machten wir leidige Erfahrungen! Nur mühsam erreichten wir den ersten Ort Antagnod im Challant-Tal. Denn fürs erste stimmte die uns angegebene Postverbindung nicht – man reiste damals noch nicht bequem im eigenen Auto. Als wir in Verrès am Taleingang angekommen waren, warteten wir am Strassenrand etwa eine Stunde lang vergeblich auf den notierten Postwagen – bis sich dann herausstellte, dass inzwischen der Fahrplan geändert worden sei und die nächste Verbindung erst abends wieder möglich werde. Also musste ein Taxi genommen werden, dessen Kurspreis dann bei jeder der zahlreichen Kurven bergaufwärts gesteigert wurde – wir aber sassen darin fest! Als wir danach ans Ziel und zur Gemeindekanzlei gelangt waren, fanden wir dort einen Anschlag, das Büro sei am Samstag geschlossen, aber morgen am Sonntagvormittag offen. Das hiess: hier übernachten. Am Sonntagmorgen empfing uns dann die Beamtin zuvorkommend, musste uns aber mitteilen, dass hier nie Vermessungspläne aufbewahrt worden seien. Wir sollten in St. Jacques, zuhinterst im Tal, Nachschau halten. Aber dahin gab es von hier oben keine unmittelbare Verbindung. Man schlug uns vor, einen Reitesel zu mieten. Von allem abgesehen, gab es aber nur einen einzigen am Ort, und wir waren zu zweit. Am 3. Tag gelangten wir dann über den Talgrund nach St. Jacques hinauf, wo aber wieder keine Pläne, jedoch einige gute Gewährsleute zu finden waren. –

Für die Landkarten wies man uns nun zurück ins Aostatal nach Mont-Jovet, und zwar zum Gemeindehaus im Vorort Borgo, den man uns auch schon in Aosta genannt hatte. Hier trafen wir denn auch am nächsten Morgen auf einen stattlichen Bau mit der verheissungsvollen Aufschrift «Municipio» in grossen Lettern. Mein Kollege ging hinein, um uns anzumelden, kam aber enttäuscht mit einem unterdrückten «barba longa» bald wieder heraus. Es hatte sich nämlich erwiesen, dass dieses Gebäude nur erst für das künftige «Municipio» vorgesehen war, dass sich das Gemeindeamt aber noch in einem kleinen Weiler etwa 300 m höher am Berghang befinde. Wir stiegen mit Sack und Pack mühsam hinauf und fanden es – fanden aber dort auch einen Anschlag, der uns verkündete, dass das Büro erst am Nachmittag um drei Uhr geöffnet sei. Nach einem guten Mittagessen samt Verdauungsspaziergang klopfen wir nachmittags zur anberaumten Stunde an die viel-

versprechende Amtstüre. Sie ging wirklich auf; aber der wiederum sehr freundliche Beamte musste uns erklären, dass auch da keine Pläne zu finden seien – diese lägen im Gemeindebüro von Châtillon ... Unsere Fahrt leitete uns dies Mal freilich in die entgegengesetzte Richtung.

Nach Châtillon führte uns danach eine spätere, auch recht erlebnisreiche Erkundungsfahrt, auf der mich Dr. Paul Scheuermeier, der erfahrene Romanist, der jahrelang die Aufnahmen im grössten Teil Italiens für den Sprachatlas gemacht hatte, begleitete. Ich will hier nur noch berichten, was uns in dem uns bisher überall genannten Châtillon begegnete. Hier fanden wir auf der Kanzlei nun wirklich die ersehnten Vermessungspläne, aber – welche Enttäuschung – diese italienischen Übersichtskarten verzeichneten die einzelnen Grundstücke nicht – wie das bei uns in der Schweiz üblich ist – mit den hier von uns gesuchten bodenständigen Flurnamen, sondern es trugen alle nur eine Nummer! Also war unser Weg wieder vergeblich. Ein Zurechtfinden wäre hier in diesem Büro aber für uns auch schwierig gewesen; denn diese Schichten von Plänen vieler Gemeinden befanden sich in einem wirren Durcheinander. – Nun aber kommt noch das Beste: Da ich am Ort noch einen Besuch abzustatten hatte, wollte mein ordnungsliebender Kollege während dieser Zeit unbedingt im Büro bleiben und alle diese Dokumente wieder in richtiger Reihenfolge zusammenstellen. Er bemühte sich damit erfolgreich während fast zweier Stunden. Als ich dann wieder bei ihm eintrat, wies er mir – leicht enttäuscht – eine Rechnung von 2000 Lire vor, die er für einen zweistündigen Büroaufenthalt offiziell zu entrichten hatte. So gäbe es noch mancherlei Überraschendes zu berichten. Doch genug des grausamen Spiels! Man kann das alles von der heitern Seite betrachten, wenn man nicht selbst so viel Reise- und Nachfragemühe auf sich genommen und so viel Zeit geopfert hat.

Ich hätte nun aber auch von mancherlei Besinnlichem, ja Bedrückendem zu erzählen, was uns bei den Erhebungen im Felde, besonders auf den ennetbirgischen Walserfahrten begegnet ist. Man erhielt da einen unmittelbaren Eindruck vom folgenschweren Umbruch der letzten Jahrzehnte, durch den die alten Bergsiedlungen sich äusserlich und innerlich verändert haben. Mit dem Aufkommen des Fremdenverkehrs in diesen Höhenlagen und dem Rückgang der Berglandwirtschaft haben oft moderne Steinbauten die braunen Walserhäuslein ersetzt. Mit den modernen Medien und dem staatlichen Einfluss hat die italienische Kultursprache die ererbte Walserrede verdrängt, so dass sie häufig nur noch in der alten Generation lebendig ist. Diese alten Männer und Frauen, die auch noch die Namen im heimischen Umland konnten, waren meist allein unsere Helfer. Sie sind die letzten Bewahrer des kulturellen Erbguts ihrer Ahnen aus dem Wallis, und sie müssen durch die unaufhaltsame Entwicklung des Daseins hier immer einsamer werden. Wir haben es erfahren, wie die letzten drei walserdeutschen Bewohner von Rima mit nassen Augen vom einstigen frohen Leben zu ihrer Jugendzeit im Dorf erzählten. Wir haben im Pomatt vor ihrem einfachen, gebräunten Holzhaus noch eine alte Frau beim Spinnen getroffen, die nur die walserdeutsche Mundart verstand, während die Kirche, die Schule, die Ämter, die Zeitungen

schon italienischer Sprache waren und viele Junge sie überhaupt nicht mehr verstehen konnten.

Wie verlassen in der eigenen Heimat müssen sich solche Menschen doch fühlen! Wir haben im Devéro-Tal am Berghang, wo sein Heimatdorf Agáro schon längst unter dem Wasserspiegel eines Stausees liegt, noch den Hirten Alfredo Deini getroffen, den letzten sommerlichen Bewohner hier oben, der sich aber im verlassenen Land aufs beste auskannte und noch eine Fülle von Geländenamen für das zur Alp gewordene Gebiet – auch für das im Wasser begrabene – aufzuzählen wusste. Und wir kennen noch den jungen Bergbauern aus dem über dem Antigoriotal schön gelegenen Saley/Salecchio, der als letzter Bergbewohner hier allein nicht mehr wirtschaften konnte und in der Tiefe sein Brot suchen musste.

Zum Bedrückenden gehört es, dass bei unsern erneuerten Fahrten im Gelände jedes Mal weniger von den in der alten Heimat noch verwurzelten, freundlichen alten Helfern anzutreffen waren – ihre Namen fanden wir meist auf dem Friedhof. Uns jedoch bleibt das Bewusstsein, dass wir in Namen und Sprache eine heute rasch untergehende Heimatwelt, die einst von hochmittelalterlichen Schweizer Bauernpionieren gegründet worden ist, wenigstens noch aufgezeichnet haben.

Den folgenden Bericht von Dr. h.c. Elsbeth Liebl aus dem Heft 3 drucken wir noch einmal, nun hoffentlich vollständig (inklusive der Fussnotennumerierung!), ab. Wir entschuldigen uns bei der Autorin sehr für dieses Versehen, das bei der elektronischen Übermittlung unbemerkt blieb.